

Acht Worte, drei Sätze, ein Gefühl ...

„Pass auf!“ Das war der Satz, der meine Kindheit und Jugendzeit bestimmte. „Pass auf!“, begleitete mich durch mein Studium und saß im Büro neben mir auf einem Extrastuhl. „Pass immer auf! Sonst passiert was!“ Worte, die zu einem Gefühl wurden, das anfangs zu eng schien, um darin leben zu können, mittlerweile aber längst besser sitzt als ein Maßanzug. Hin und wieder zwickt es wohl, aber an normalen Tagen merke ich es kaum.

An Tagen, die nicht sind wie heute ...

Mein Wecker klingelt um halb sieben, ich warte die Nachrichten ab, auch den Wetterbericht und die Stauschau. Nicht, dass ich vorhätte, das Haus zu verlassen oder gar mit dem Auto zu fahren, aber ich weiß gerne, was mich erwartet. Es wird mild, vielleicht der eine Tag Frühling, der uns hier oben im Norden jedes Jahr zugestanden wird. Ich werde ihm von meinem Fenster aus zusehen.

Ich wohne im ersten Stock eines Mehrfamilienhauses, und das hat seinen Grund. Im Erdgeschoss wird zu oft eingebrochen, unter dem Dach ist man bei Gewitter und Feuer nicht sicher. In der Mitte ist die Chance am größten, die vielen Tragödien des Lebens unversehrt zu überstehen. Außerdem befindet sich neben dem Haus eine Garage, direkt unter meinem Badezimmerfenster. Ich brauche von jedem Raum meiner Wohnung exakt 17 Sekunden, um über die Wanne nach draußen zu klettern. Früher waren es mal elf, aber ich werde nicht jünger.

Ich rolle mich zur Seite und aus dem Bett, setze den rechten Fuß zuerst auf den Boden. Das ist wichtig, so mache ich es seit 53 Jahren. Ich ziehe das Kabel des Radioweckers aus der Steckdose. Blitze sind nicht angekündigt, aber man weiß nie. Bis in die Küche sind es genau fünf Schritte, einer mehr und ich bin am Kühlschrank. Hier steht auch einer der fünf Verbandskästen, einer für jeden Raum und zwei in Reserve. Bei Unfällen im Haushalt sterben mehr Menschen als auf der Straße. Da sollte niemand leichtsinnig sein.

Ich messe den Kaffee ab, eineinhalb Löffel Pulver auf acht Tassen, das schmeckt nicht besser als gefärbtes Wasser, aber alles andere ist zu gefährlich. Ich habe ein schwaches Herz. Das Einschalten der Maschine ist nicht ohne Tücken. Seit ich von einem Fall gelesen habe, bei dem ein Mensch einen tödlichen Stromschlag erlitten hat, fasse ich

alle elektrischen Geräte in meiner Wohnung mit gelben Gummihandschuhen an, nicht die aus dem Supermarkt, sondern spezielle, mit einer guten Note von Stiftung Warentest.

Dieses Mal geht zum Glück alles gut, und ich mache mich auf den Weg ins Bad. Das Licht hier ist hell, ich vertraue Energiesparlampen nicht. Es wird seinen Grund haben, warum die auf den Sondermüll gehören. Ich habe einen Vorrat an alten Birnen, der bis ins Jahr 2028 reicht. Schwer zu sagen, was danach wird.

Ich benutze eine Zahnpasta aus der Apotheke, die das Risiko von allergischen Schocks minimiert, außerdem eine Gesichtscreme mit einem hohen Lichtschutzfaktor. Zwar habe ich meine Fenster mit einer Folie gegen UV-Strahlen beklebt, aber sicher ist sicher. Ich benutze keine Nagelfeilen aus Metall. Auch Scheren oder Nagelknipser sucht man bei mir vergeblich. Ich habe nie offizielle Statistiken finden können, aber ich traue diesen Gerätschaften nicht. Es kann so schnell etwas passieren.

Vor allem dann, wenn man nicht damit rechnet ...

Ich bade nicht. Seit ich mit vier Jahren beinahe untergegangen wäre, dusche ich nur noch und trage dabei eine Rettungsweste. Das mag albern aussehen, aber sie erfüllt ihren Zweck. Ich bin seit damals nie wieder in meiner Wanne ertrunken. Außerdem gibt es niemanden, der mich dabei sehen würde. Ich ziehe mich immer auf die gleiche Weise an. Ich trage keine Uhr, die sich verhaken, keine Kette, mit der ich mich selbst aus Versehen erdrosseln könnte. Anderen riskanten Schmuck habe ich nie besessen. Meine Kleidung ist zweckmäßig, feuerfest und sie leuchtet im Dunkeln. Außerdem kann ich über einen Sensor im Notfall ein Funksignal absenden, wie es bei Lawinenunglücken mittlerweile Standard ist. Das ist eine große Erleichterung für mich.

Trotzdem schützt es nicht vor allem ...

So wichtig wie die richtige Reihenfolge von Strümpfen, Hose und Pullover ist auch der Ablauf meines Tages. Nachdem ich im Bad war, mache ich mir Frühstück. Ich esse nur Leichtbekömmliches und Eingeschweißtes aus dem Internet, das einer Gesundheitsprüfung unterzogen wurde, so kann ich die Gefahr von Viren abmildern. Mein Wasser reinige ich selbst durch eine Filteranlage. Manchmal verbringe ich damit einen ganzen Vormittag, um mir einen Vorrat anzulegen. Brot bestreiche ich mit einem Löffel, Messer und Gabeln sind mir nicht geheuer. Ich spüle ausschließlich mit

antibakteriellen Reinigungsmitteln, verwende dafür aber einen Mundschutz, weil ich gelesen habe, dass deren Dämpfe giftig sind.

Überhaupt lese ich sehr viel: Tageszeitungen, Lokalteile verschiedener Städte und Stadtbezirke, die Videotexte unterschiedlicher Fernsehsender, Newsletter zu Brandvermeidung, Erster Hilfe, Risiken von Pestiziden und Krankheiten aller Art sowie die Internetforen von Verschwörungstheoretikern. Manche von ihnen mögen durchgeknallte Spinner sein, aber sie kommen an Informationen, die sonst keiner kriegt. Schon vor Jahren hat mich eine solche Seite auf die Gefahren von Aluminium und Laserdruckern aufmerksam gemacht. Ihr habe ich es zu verdanken, dass ich bis jetzt weder meine geistigen Fähigkeiten durch eine Leichtmetallvergiftung verloren habe noch an Krebs durch Tonerstaub erkrankt bin.

*Pass auf! Pass immer auf! Sonst passiert was!* Das ist mein Leben. Ich weiß, es ist klein, aber es ist einigermaßen sicher.

Zumindest war es das bisher ...

Auch heute setze ich mich nach meinen Aufgaben des Vormittags auf das Sofa im Wohnzimmer und beginne, die Nachrichten des vergangenen Tages zu studieren: ein Unwetter, Talfahrt an der Börse, hohes Bienensterben, eine Mutter beweint den Tod ihrer Tochter, die auf dem Weg zur Arbeit gestorben ist, Höchstzahlen bei der Jugendarbeitslosigkeit, ein verheerendes Erdbeben, entgleiste Züge, Ölpest, die europäische Finanzkrise, eine Frau, die ihren eigenen Bruder erstochen hat, Bombenexplosionen, Schusswechsel in der Innenstadt, ein Baby in der Mülltonne, die Opfer eines Verkehrsunfalls, geschlagene Kinder, vergewaltigte Mädchen, getretene Hunde, gefolterte Häftlinge, misshandelte Alte, Teenager, die aus Langeweile einen Obdachlosen zu Tode prügeln. Es passieren so viele furchtbare Dinge, und ich spüre ein starkes Gefühl der Erleichterung, dass gestern keine dieser Katastrophen mich getroffen hat. Ich habe einen weiteren Tag *überlebt*, auf mehr kann ich nicht hoffen. Aber was kommt morgen? Heute?

Was bringen die nächsten Stunden und Minuten ...?

Die Welt ist ein schrecklicher Ort, an dem Schlimmes geschieht. Ich werde die Angst nicht los. *Pass auf! Pass immer auf! Sonst passiert was!* Ich fürchte mich davor, einen Moment nicht aufgepasst zu haben. Ich werde die Angst nicht los.

Pünktlich um halb zwölf gehe ich zum Fenster. Ich lüfte genau zwei Mal, erst kurz vor dem Mittagessen, dann um halb fünf, bevor es dunkel wird. Es sind bedrohliche Momente, das ist mir bewusst, aber solange ich mir die Luftfilteranlage nicht leisten kann, auf die ich schon lange spare, muss ich dieses Risiko eingehen. Ich werfe mich dafür in volle Montur: Sauerstoffgerät, Rettungsweste, PVC-Spezialhandschuhe, Taucherbrille, Ohrstöpsel, Knie- und Ellbogenschützer. Damit habe ich es immer geschafft.

Aber nicht heute ...

Denn heute passe ich eine Sekunde nicht auf ... Heute bin ich ein einziges Mal nachlässig ... Und da ist es geschehen! Zack! Und er ist drin!

Ich bin erstarrt. Kann mich nicht rühren. Nicht atmen. Nicht denken. Mein Herz? Schweigen. Die Klinke noch in der Hand. Keine Kraft. Das Fenster weiter offen. Ein Schrei. Laut. Hell. Durchdringend. Panik. Überall. Er. Ich. Wir. Rascheln. Rumsen. Flügelschlagen.

Der kleine braune Vogel. Flattert wild. Durch den Raum. Stößt gegen Türen. Gegen Wände. Fällt zu Boden. Rappelt sich auf. Saust weiter. Krachen. Scheppern. Poltern. Verzweifelt. Ja, verzweifelt! Plötzlich.

Stille.

Langsam komme ich zu mir ... und tue etwas, was ich noch nie getan habe ...

Ich reiße das eine Fenster weit auf, dann das andere. Ich lasse das Sauerstoffgerät fallen, streife die Schwimmbrille ab. Ich haste zur Tür, schließe sie, drehe mich um. Wo ist es? Wo ist das Tier? Ich finde es schließlich schweratmend am Boden neben dem Sofa.

Seine Augen sind groß, sein Körper entkräftet, das Gefieder zerrupft. Was soll ich tun? Es muss hier raus! Irgendwie! Ich muss es irgendwie hier rausbringen.

„Geh weg!“, rufe ich laut, fuchtle mit den Armen. Der Vogel blickt mich furchtsam an, hüpfte näher an die Couch, macht jedoch keine Anstalten, zu fliegen. „GEH WEG!“, wiederhole ich, schreiend nun, mit Tränen auf der Stimme. „Bitte, geh weg!“

Er bleibt, wo er ist. Vielleicht weil er nicht anders kann. Vielleicht weil er zu große Angst hat, um sich zu rühren. Vielleicht weil er seinen einzigen Ausweg im verzweifelten Verharren sieht. Seine einzige Chance, zu überleben. Er drückt sich in die schmale Ritze zwischen Sofa und Wand. Diese mag eng sein, doch sie gibt ihm

Sicherheit. Ich erkenne es daran, dass er ein bisschen ruhiger wird. Er sieht mich an, und für einen winzigen Moment begegnen sich unsere Blicke. Ich muss schlucken.

„Du kannst nicht hier bleiben“, flüstere ich leise, beklommen. Das Tier legt seinen Kopf schräg, als würde es mir zuhören. „Du musst raus!“, sage ich ihm. Ob es mich versteht? „Du schaffst das!“ Ob es mir glaubt? „Wir schaffen das!“ Ob ich mir glaube?

Die gelben PVC-Spezialhandschuhe voran, strecke ich den Arm nach dem Vogel aus. Er starrt mir entgegen. Kurz befürchte ich, er könnte nach mir beißen, mich verletzen, doch er hält still. Ich greife ihn, sehe, dass meine Finger seine Federn berühren, spüre sie jedoch durch das dicke Gummi nicht. Ich habe etwas Lebendiges in meiner Hand. Leben. Aber ich kann es nicht fühlen. Dazu habe ich nicht den Mut. Langsam stehe ich auf, trage den Vogel zum Fenster. Wir sehen uns ein letztes Mal an, dann öffne ich die Finger, dann lasse ich ihn los.

Er scheint überrascht. Fällt zu Boden. Entsetzen. Ich starre ihn an. Kann er nicht fliegen? Ist es zu spät für ihn? Ist es zu spät?

Ich will mich gerade nach unten beugen, ihn ein weiteres Mal aufheben, als er in die Höhe flattert. Schnell. Zu schnell. Seine Flügel. Seine Federn. Eine Berührung. Meine Wange. Ich. Nur kurz. Ganz kurz. Schon vorbei. Doch es war da. Wieder nicht aufgepasst!

Dann ist er raus. Durchs Fenster. Zum Baum. Weg.

Mein Herz pocht so stark. Es fühlt sich wie ein Schmerz an. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich es das letzte Mal in meiner Brust gespürt habe. Fühlt sich so ein Infarkt an? Ob das das Ende ist?

Mit zittrigen Fingern betaste ich mein Gesicht, die Stelle, an der ich es gespürt habe und immer noch spüre. Da ist ein Kribbeln, das neu ist, das mir Angst macht und das ich mir trotzdem bewahren möchte. Die Hand auf der Wange blicke ich dem Vogel nach. Die Welt draußen ist plötzlich so nah. Da ist die Sonne. „Mach’s gut“, sage ich noch, bevor ich die Fenster schließe.